

Der Wiederaufbau der Volksernährung.

Von Dr. Siegfried v. Strakoisch.

Wien, 20. Juli.

Minister Dr. Paul hat gestern in seinen vielbeachteten Ausführungen im Abgeordnetenhaus den Rückgang der Getreideeinfuhr aus Ungarn ziffermäßig dargestellt. Um diese Importzahlen in ihrem Einfluß auf die Ernährungsverhältnisse voll zu würdigen, ist es notwendig, sich auch die indirekte Schädigung zu vergegenwärtigen, welche der Konsum dadurch auf dem Umwege der Produktionshemmung erfahren hat. Die österreichische Getreideernte wird von der amtlichen Statistik für den Durchschnitt der Jahre 1903 bis 1912 mit 82,6 Millionen Meterzentner angegeben, davon entfallen 15½ Millionen auf Weizen, 25,8 Millionen auf Roggen, 16 auf Gerste, 21,3 auf Hafer und 4 Millionen Meterzentner auf Mais. So überaus stattlich dieses Ergebnis im Vergleich zu der Zeit vom Staate erfaßten Menge erscheinen mag, so wenig hätte es genügt, um die ansehnlichen Quantitäten von Getreide herbeizuschaffen, welche die österreichische Bodenproduktion im Frieden tatsächlich auf den Markt brachte. Der zur Aufrechterhaltung des Betriebes notwendige Eigenverbrauch ist nämlich unvergleichlich größer als man gewöhnlich anzunehmen geneigt war. Oesterreich besaß vor dem Kriege rund 11 Millionen Stück Rinder und Pferde und 6½ Millionen Schweine. Würde per Stück und Tag Großvieh durchschnittlich nur ein Kilo Getreide und per Schwein ein halbes Kilo verfüttert worden sein, was gewiß nicht zu hoch angenommen ist, so kämen wir bereits auf eine Menge verführten Getreides von nicht weniger als 52 Millionen Meterzentner im Jahre. Zieht man noch den Nahrungsmittelkonsum der landwirtschaftlich Tätigen und ihrer Angehörigen sowie den Saatgutbedarf in Betracht, so ergibt sich, daß der österreichische Landwirt im großen und ganzen auch vor dem Kriege nur deshalb Getreide für den Konsum übrig hatte, weil er dagegen in einer Art Veredelungsverkehr Futtermittel zukaufte: Mais, Kleien, Kleie, Futtermehl, die einweißhaltigen Abfälle der vermälzten Gerste, des zu Spiritus gebrannten Getreides u. dgl. m. Die Drosselung der Einfuhr zwang die industrielle Verarbeitung manchen Agrarprodukts zu restriktieren, das früher in seinen Abfällen wertvolles Futter geliefert hatte, sie zwang zu höherer Ausmahlung des Getreides, was eine Verringerung der Futtermenge mit sich brachte. Die Einfuhrbeschränkung beraubte demnach die Landwirtschaft direkt und indirekt wichtiger Futterstoffe und verwehrte ihr zugleich Ersatz in stärkerer Fütterung des eigenen Getreides, namentlich der Gerste und des Hafers zu suchen, die jetzt in stärkerem Maße noch als früher für den menschlichen Konsum und für die Versorgung des Heeres herangezogen werden mußten.

In den sorgenvollen Ernährungszeiten der letzten Jahre hat man oft den Ausspruch gehört: Erst kommt der Mensch und dann das Vieh. Dementsprechend ist auch der der Landwirtschaft zu Futterzwecken belassene Prozentsatz der Ernte von Jahr zu Jahr herabgesetzt worden, so daß das ihr schließlich zugedachte Quantum viel zu gering wurde. Im Jahre 1916 durften nach der gesetzlichen Quote 2½ Millionen Meterzentner Getreide und überdies ein Kilo Hafer per Pferd und Tag verfüttert werden, gegen 52 Millionen Getreidewert, die wir oben als Friedensfütterung berechnet haben. Die Futterquote des Jahres 1917 wurde noch um etwa ein Viertel geringer bemessen. Solange nicht für entsprechenden Ersatz gesorgt wird, ist es nicht möglich, mit so wenig Futtergetreide auszukommen, ohne den landwirtschaftlichen Betrieb zum Stillstand zu bringen. Man sucht in außenstehenden Kreisen den Grund der Getreideverfütterung stets

in der höheren Rentabilität der Viehprodukte und glaubt durch entsprechende Preisrelationen Abhilfe schaffen zu können. Wie soll der Bauer aber mit kraftlosem hungrigen Vieh ernten, wie unterernährte Kühe bei Milchergiebigkeit und Reproduktionsfähigkeit erhalten, wie ohne Futter Fleisch und Fett erzeugen? Im Frieden ergab ein Schlachtrind 300 bis 400 Kilogramm Fleisch und 50 Kilogramm Fett. Von magerem Vieh müssen drei bis vier Stück geschlachtet werden, um das gleiche Gesamtergebnis in Fleisch und fast keines in Fett zu erbringen. Und wo bleibt der Dünger, der eine so unerläßliche Voraussetzung der Fruchtbarkeit bildet? Nein, es steht wirklich nicht so einfach um die Fütterungsfrage und um den Grundsatz, daß der Mensch vor dem Vieh komme. Dieser Grundsatz wendet sich schließlich erst recht gegen den Menschen, indem er ihn zum Hungern verurteilt. Vielleicht wäre es bei uns mit der Ernährung noch schlimmer bestellt, hätte nicht mancher Landwirt die Zeugungskraft seines Bodens dadurch erhalten, daß er sich bei der Verfütterung nicht allzustreng an den Wortlaut der Verordnung hielt. Im großen und ganzen aber hat sich das Schicksal erfüllt, das in ungenügender Fütterung seinen Anfang und in dem Sinken der Produktion an Bodenfrüchten und an tierischen Erzeugnissen seine Fortsetzung fand. Die Ausfuhrsperrung Ungarns hat den österreichischen Konsum direkt am Import bestimmter Mengen von Nahrungsmitteln gehindert, sie hat ihn jedoch um mehr durch die Behinderung der inländischen Produktion gebracht.

Der Krieg ist gewiß auch sonst nicht ohne empfindliche Einwirkung auf die österreichischen Nahrungsmittelproduktion geblieben. So war es schlimm genug, daß die Nordostländer, die im Frieden beinahe ein Drittel der Gesamternte geliefert hatten, jahrelang Kriegsgebiet sein mußten und nachher nicht so energisch der landwirtschaftlichen Nutzung wiedergegeben wurden, als man gewünscht hätte. Der Mangel an Professionisten, Aufsehern und geübten Arbeitern, das fast gänzliche Fehlen von Kunstdünger und mancher andere zur Kriegszeit mehr oder weniger selbstverständliche Umstand haben sich ebenfalls produktionshemmend erwiesen. Alle diese Momente zusammen reichen in ihrer zerstörenden Wirkung auf die Volksernährung jedoch an den einen Hauptschlag nicht heran, der Oesterreich durch die Trennung der de facto bestandenen Wirtschaftsgemeinschaft während der Krieges zugefügt wurde. Wäre die Gesamternte der Monarchie wie im Frieden beiden Staaten zur Verfügung gestanden, so hätten beide die Absperrung vom Weltmarkt leichter ertragen können als der deutsche Bundesgenosse. Oesterreich dagegen, plötzlich auf sich selbst beschränkt, ist vor eine ganz unlösliche Aufgabe gestellt worden.

Die Erkenntnis der wenig erfreulichen Lage legt erst recht die Frage nahe, was zu tun wäre, um die Bevölkerung vor noch größerem Nahrungselend zu bewahren, ihre Prüfungszeit womöglich zu verkürzen. Unwillkürlich wendet sich da der Blick den Staatsgrenzen zu, von denen her das Uebel zuerst seinen Lauf genommen. Unsere Hoffnungen gelten der Ukraine und Rumänien, naturgemäß am intensivsten Ungarn. Aus den beiden ersten Staaten sind zweifellos Nahrungsmittelimporte weiter zu gewärtigen, trotzdem die utopischen Agrarexperimente, die unsicheren Zustände in der Ukraine und die Nachwirkungen der Kriegszeit in Rumänien zu vorsichtiger Einschätzung mahnen. Für eine Besserung der ungarischen Zuschüsse sprechen die günstigeren Aussichten der Ernte, besonders der Maisernte, spricht die Erwägung, daß das sonst politisch so weitfichtige Ungarn schon aus eigenem Interesse den österreichischen Bruderstaat nicht dauernd so weitgehender Verelendung und Unterernährung überlassen darf. Es wird das ebenjowenig tun können, als Oesterreich etwa daran denkt, seine wieder für